

Wir schreiben das Jahr 2089. Mr. Ogilvie ist mit der »Europe 27«, einem Cryoplane* der Transatlantiklinie, von der Ostküste Amerikas nach Berlin gereist, um für die Washington Post über den hundertsten Jahrestag der politischen Wende in Ostdeutschland zu berichten. Wie gewohnt hat er einen guten Flug gehabt. Dienstreisende aller Couleur benutzen gern die Europa-Fähre, die in mäßiger Höhe, fast beschaulich gleitend den großen Teich überquert. Längst ist man abgekommen vom Geschwindigkeitswahn vergangener Jahrzehnte; nur die ganz Eiligen besteigen ein Flugzeug, das diesem zu genügen sucht. Sicherheit und Bequemlichkeit stehen hoch im Kurs, und man reist in der Regel nur dann, wenn die virtuelle Begegnung via Internet das hautnahe Erlebnis nicht zu ersetzen vermag.

Es ist später Nachmittag geworden. Auf dem Vorplatz des Schönefelder Flughafens nimmt Mr. Ogilvie eines der solarbetriebenen, fahrgastgesteuerten Taxis, um ins Hotel zu gelangen. Er gibt die Adresse in den Computer ein, löst die Bremse, und schon lotst ihn eine freundliche Stimme sicher durch den langsam fließenden Verkehr. Sofern er nicht navigiert, ist der virtuelle Führer gesprächig und plaudert mit dem Gast über die Sehenswürdigkeiten der Weltstadt. Berlin präsentiert sich unvergleichlich: ein riesiges Geflecht von Highways, welche die Brennpunkte der Metropole miteinander verbinden; beeindruckende Architektur neben großflächiger Zweckbebauung; die Spree glänzt in der Sonne. Ab und an lugt ein Milieu hervor, das – aller Moderne leise spottend – die Welt des alten Zille widerspiegelt. Letzteres scheint der Herr aus Übersee kaum zu be-

* Flugzeug mit Flüssigwasserstoffantrieb

merken, während er mit dem Solarmobil fast lautlos über die belebte Magistrale rauscht.

Im Hotel angekommen, ruht er ein wenig aus; die Reise hat an seinen Kräften gezehrt. Doch bald schon wird er unruhig und es treibt ihn, die Gestaltung des Abends in Angriff zu nehmen. Ein Blick in den Computer, der die Annehmlichkeiten seines Appartements komplettiert, soll ihm dabei helfen. Ein einziges Thema zieht sich wie ein roter Faden, unübersehbar und ständig wiederkehrend, durch das gesamte Kultur- und Unterhaltungsprogramm der Stadt: die hundertjährige Wiederkehr der politischen Wende im Herbst des Jahres 1989. In Festakten und Vorträgen wird das bedeutende Ereignis mit großem Aufwand gewürdigt, aber auch in Theater-, Kabarett- und Revueprogrammen scheint der historische Systemwechsel eine durchschlagende Renaissance zu erleben, vom Kino ganz zu schweigen. Mr. Ogilvie hat eine ganze Woche Zeit und beschließt, mit leichterer Kost in den Strudel der Ereignisse einzutauchen. Zwei Veranstaltungen – das hatten kulturbeflissene Globetrotter ihn bereits in Amerika wissen lassen – darf er auf keinen Fall versäumen: das Musical »The wonderful revolution« und die umwerfende Comedyshow »Gorbi und der Dicke«. Letztere – eine Parade zwerchfellerschütternder Lachnummern – könne man nur in Berlin erleben, während das Musical bereits am Broadway einen Riesenerfolg zu verzeichnen gehabt hätte. Eingängige Melodien liebend, entscheidet sich der umworbene Gast für das Musical, zum Lachen ist noch immer Zeit genug. Stehenden Fußes bucht er am heimischen Computer einen der letzten freien Plätze und auf geht's zum Revuepalast – auf die gleiche bequeme Art und Weise, die er bereits Stunden zuvor in Anspruch genommen hatte.

Peter Ogilvie war keiner jener gewöhnlichen Zeitungsschreiberlinge, die nur darauf lauerten, mit spektakulären, leichtverdaulichen Kolumnen das schnelle Geld zu machen. Mehrere Sprachen beherrschend, pflegte er vielseitige Interessen, ständig auf der Suche nach dem Geistvoll-Unverwechselbaren, das er seinen Lesern nahezubringen gedachte. Ursprünglich hatte er Geschichte und Philosophie studiert. Doch hatten Freunde ihm geraten, sich – aus erfolgspolitischen Gründen – nicht allzu sehr in diese Fächer zu vertiefen. So war er schließlich Journalist geworden. Bald schon galt er als gewandter,

die aufflackernden Probleme geschickt vermarktender Reporter, der trotz der rauen Sitten seiner Branche nur selten in Versuchung kam, die eigene Messlatte zu unterlaufen.

Unser voll auf Unterhaltung eingestellter Gast erreicht das anvisierte Ziel. Kaum dass er seinen Platz im Parkett erobert hat, öffnet sich der Vorhang und die »Wunder der Revolution« ergreifen die vergnügungssüchtige Menge. Was nun vor den Augen der gespannten Zuschauer abläuft, ist ein sensibel am Erfolg orientiertes Spektakel mit einer hinreißenden Musik und allen nur erdenklichen Effekten des modernen Revuetheaters – die perfekte Show schlechthin. Es beginnt mit den erschreckenden Verhältnissen einer grauen Diktatur: Häuser grau, Kleider grau, Musik grau, alles grau. Gebeugte Gestalten schleichen mit abgehärmten, verzerrten Gesichtern durch die Straßen. Kein Lachen, kein Lächeln. Verhaftungen sind an der Tagesordnung. Folter ... Schreie ... Menschen hinter Gittern. Und nun ein erschütternder Gefangenenchor, der Verdi bedenklich nahekommt. Doch dann erste Anfänge eines verdeckt agierenden Heldentums ... eine Art Spartakus, der die völlig verschüchterten, vom Sozialismus geknechteten Werktätigen um sich scharf. Die Musik wird zuversichtlicher; Lichtblicke in all dem furchtbaren Dunkel. Spartakus mutiert zum Romeo, der mit unwiderstehlicher Geste seiner Julia schwört, den kommunistischen Tyrannen zu vernichten. Herzerweichend – der Gesang dieses männlich-schönen Kämpfers. »West Side Story«, denkt Ogilvie, »nur, dass sie nicht Maria heißt.« Und dann der Gegenschlag. Schreie, Blitze, Stasi-Terror. Sie reißen dem tollkühnen Jüngling das Hemd vom Leib und drücken ihm die Makarow an die Schläfe. – Szenenwechsel. Geschäftigkeit, Gerüchteküche: Ehe das Licht im Reich des Bösen ganz ausgeht, könnte ein letzter Trip in die ungarische Puszta die Menschen vor dem Verderben retten, vorausgesetzt, dass dort das »Tor zur Freiheit« aufspränge. Trabi-Karawane, Träume von Milch und Honig, Csardas-Klänge, Wein und wilde Tänze mit den ungarischen Bauern (das Ballett läuft zu Höchstform auf). Um Mitternacht das Wunder Nummer Eins, begleitet von magischen Lichteffekten und überirdisch-atonalen Klängen: Wie von unsichtbarer Hand gesteuert öffnet sich das Tor im Zaun und vor den Augen der gelähmten Grenzer stürmt die Menge in die Freiheit. – Szenenwechsel zurück ins Dunkel. Geschäftigkeit, Gerüchteküche: Entwe-

der wir verlassen das Land, oder wir bleiben hier und kämpfen. Verschwörungszirkel, Geheimbünde. Kirchenschiff als Quellpunkt der Revolution. »Gebet einer jungen Demonstrantin« – ein unter die Haut gehender Song à la »Titanic«, der seit Wochen die Hitparaden stürmt, gehaucht von jener betörenden Julia, die man gerade aus den Armen ihres Romeo gerissen hatte. Und schließlich: Tag der großen Erhebung. Die entschlossen blickende Masse marschiert für Freiheit und Recht, umgeben von dunkel-behelmten, martialisch drohenden Schergen, die ihre Waffen im Anschlag halten ... knisternde Stille. Auftritt der sechs Gerechten, die mit beschwörender Geste zum Frieden mahnen. Der erste erinnert an Sarastro aus Mozarts Zauberflöte. Und wieder einer dieser schaurig-schönen Popsongs, der einem das Blut in den Adern gefrieren lässt (Szenenapplaus, wie immer bei derartigem Anlass). Danach das Wunder Nummer Zwei, abermals begleitet von magischen Lichteffekten und überirdisch-atonalen Klängen: Die dunklen Gestalten verfallen in leblose Starre – ein Spuk, außerstande, den Befehl des Tyrannen zu vollstrecken. Die Demonstranten zeigen das V-Zeichen und verlassen mit einem Pop-Hymnus à la »Freude, schöner Götterfunken« den Ort ihres gewaltlosen Triumphes.

Das Publikum rast vor Begeisterung. Doch ehe das dritte Wunder den Leuten vollends den Verstand rauben soll – ist Pause.

Mr. Ogilvie, der sich voll und ganz den von der Bühne strömenden magischen Kräften ergeben hatte, genießt das wohltuende Gefühl einer den Strapazen durchaus angemessenen Erschöpfung. Während er sich an einem Glas Sekt erlabt, streift sein wandernder Blick einen älteren Herrn in Grau, der ihn schon eine Weile beobachtet haben mochte. Der kurze Blickkontakt genügt, das Interesse dieses Gentleman ganz offensichtlich zu verstärken. Gemessenen Schrittes bahnt sich derselbe einen Weg durch die schwadronierende Menge, geradewegs auf Mr. Ogilvie zu, um ohne Umschweife das Gespräch zu eröffnen.

»Entschuldigen Sie, mein Herr, darf ich Sie etwas fragen?«

»Bitte sehr, nur zu.« Mr. Ogilvie reagiert völlig entspannt, fast so, als ob er einem alten Bekannten begegnet wäre.

»Wissen Sie, was mir eben so durch den Kopf ging, als mein Blick für ein paar Sekunden bei Ihnen hängen geblieben war?«

»Keine Ahnung, Sie werden's mir bestimmt gleich sagen.«

»Ist es möglich«, skizziert der Herr in Grau seine unwillkürlichen Gedanken, »dass ein Mensch, dessen äußere Erscheinung auf ein geistvolles Innenleben schließen lässt, die soeben vorgeführte halbe Wahrheit für die ganze nehmen kann? ... Eigentlich müsste man versuchen, das herauszubekommen, ... jetzt gleich, die Gelegenheit ist günstig. Nun ja ... was soll ich sagen ... ich neige durchaus nicht zum spontanen Überfall, aber irgendwie haben Sie mir Mut gemacht.«

»Und nun hoffen Sie, dass ich Ihnen Rede und Antwort stehe?«

»Offen gestanden ja, aber ich möchte Ihnen auf keinen Fall lästig sein oder gar den Abend verderben.«

»O nein, da müssen Sie sich keine Gedanken machen«, beruhigt Mr. Ogilvie seinen unerwarteten Gesprächspartner, »aber ein bisschen in Verlegenheit bringen Sie mich schon. Zugegeben, das Ganze ist ein gewaltiges Rührstück, so richtig nach Rattenfängerart, aber gut gemacht, und ich schäme mich nicht zuzugeben, dass ich beeindruckt bin.«

»Sie sprechen fabelhaft deutsch, aber ein winziger Akzent verrät den Amerikaner, oder irre ich mich?«

»Ihre Treffsicherheit ist erstaunlich.«

Jetzt kommt der Herr in Grau zur Sache.

»Können Sie sich vorstellen, dass all die bitteren Erfahrungen, die vor über hundert Jahren mit dem realen Sozialismus gemacht werden mussten, geradewegs zu jenem sozialen Netzwerk hinführen, das seit geraumer Zeit erfolgreich unseren Globus umspannt? Wahrscheinlich haben Sie davon gehört?«

»Ja natürlich, das konnte einem gebildeten Menschen wohl kaum entgehen. Dass aber das Netzwerk im Zusammenhang mit den Verhältnissen im vorigen Jahrhundert stehen könnte ... das höre ich heute zum ersten Mal. Im Übrigen: Die Meinungen in Amerika sind geteilt, und nicht wenige glauben, dass eine solche Konstruktion auf Dauer keinen Bestand haben wird, genauso wie seinerzeit der real existierende Sozialismus.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

Mr. Ogilvie lächelt verlegen.

»Nun ... wenn ich ehrlich sein soll ... ich habe keine, zumindest keine, die ich mit einem gewissen Anspruch ins Spiel bringen könnte. Mein geringes Wissen über diese Dinge erlaubt mir ganz einfach kein ernst zu nehmendes Urteil.«

»Ihre Offenheit in Ehren, aber ... fühlen Sie sich wohl dabei ... angesichts der miserablen sozialen Verhältnisse auf dieser Erde? – Oh, entschuldigen Sie bitte, ich habe kein Recht, Ihnen solch unverschämte Fragen zu stellen. ... Ich für meinen Teil finde es peinlich und bedrückend, den Menschen solch halb wahre Machwerke aufzutischen wie das gerade zur Schau gestellte, anstatt sie mit der ganzen Wahrheit einfühlend zu konfrontieren. Und ebenso peinlich ist es, mit ansehen zu müssen, wie sich die Menschen mit der halben Wahrheit zufrieden geben und blindlings amüsieren.«

»Aber schießen Sie mit einem solchen Urteil nicht etwas übers Ziel hinaus?«, entgegnet Mr. Ogilvie ungläubig. »Es wird doch wohl seriöse, wissenschaftlich aussagefähige Abhandlungen zu diesem Thema geben, die die Unvollkommenheit eines auf Unterhaltung angelegten Musicals aufzuwiegen vermögen?«

»Die seriöse Absicht will ich nicht bestreiten, aber die ungeheure Masse einschlägiger Bemühungen kann – ähnlich wie das Musical – die Halbwahrheit nur schwerlich überwinden. Die Neugier der Wissenschaft hält sich eben sehr in Grenzen, wenn das Ergebnis ihrer Untersuchung den Horizont der öffentlichen Meinung übersteigt. So bleibt die Erkenntnis auf der Strecke, die für den Fortschritt unentbehrlich ist. – Und dennoch: Das gemeinnützige Netzwerk wird wachsen und gedeihen. Entscheidend sind die Gesetzmäßigkeiten, auf denen sein sozialer Organismus ruht. Der reale Sozialismus musste schließlich scheitern, weil er genau diesen Gesetzmäßigkeiten zuwiderlief.«

Der solcherart Belehrte ist nachdenklich geworden. Ein leises Schamgefühl beschleicht ihn im Hinblick auf das soeben ausgekostete Vergnügen. Dabei hat er sich nicht das geringste vorzuwerfen, und überhaupt: Was kümmert einen wildfremden Menschen seine höchst persönliche Meinung? Gleichwohl ... woher nimmt dieser Mensch die Sicherheit für seine erstaunlichen Prognosen? Ein Hochstapler? – Doch derlei Zweifel greifen ins Leere. Längst hat der Herr in Grau

das Spiel gewonnen, und Mr. Ogilvie fühlt, wie die Neugier nach der ganzen Wahrheit in ihm aufsteigt.

In diesem Moment klingelt es bereits zum zweiten Mal, womit der ungewöhnliche Gentleman zwanglos – so wie er seinen Angriff vorgetragen hatte – den Rückzug einleitet.

»Nun wird's aber Zeit, sich wieder ins Vergnügen zu stürzen; das dritte Wunder steht ja noch aus.« Und mit unverhohlenem Spott: »Beim Mauerspektakel gerät meist der ganze Saal aus den Fugen. ... Übrigens, falls Sie irgendwann doch noch ein tiefergreifendes Interesse verspüren, ... ich kann Ihnen da ein kürzlich erschienenenes Buch empfehlen: Paul Lugano, »Das Vermächtnis der geschlossenen Gesellschaft«, Lindhammer Verlag; steht zur Zeit überall in den Buchhandlungen. Die Story ist in der Tat unglaublich, in einigen Passagen geradezu märchenhaft, doch was soll's – das Leben geht mitunter seltsame Wege. Die Essays muss man durchaus nicht bis auf den Grund ausloten, zumindest nicht bei erstem Bemühen. Sie dienen hauptsächlich als Deckung der im Roman locker umlaufenden Münze, für den Fall, dass deren Wert in Frage gestellt werden sollte.« Es klingelt zum dritten Mal. »Jetzt müssen wir uns aber beeilen. Viel Spaß und gute Unterhaltung.«

Ohne die Reaktion seines Gegenübers abzuwarten, verschwindet der Herr in Grau im Strudel der zurückflutenden Menge. Mr. Ogilvie steht wie vom Donner gerührt. Ein wenig verwirrt erreicht er in letzter Minute seinen Platz und das dramatische Geschehen beginnt, sich seiner zu bemächtigen: kaltes Mauerprofil; links der Mauer Sonnenschein, lachende Kinder, im Überfluss lebende, selbstbewusste Bürger; rechts der Mauer Nebel und düstere Atmosphäre, ängstlich umherhastende, von unheimlichen Bütteln verfolgte Gestalten, Mangel und Not an jeder Ecke. Plötzlich Schüsse, Schreie und gellende Pfiffe. Drei tollkühne Männer versuchen, die Sperranlagen zu überwinden und sich vom Dunkel ins Licht zu retten. Einer sinkt tödlich getroffen zu Boden, die andern werden mit vorgehaltener Waffe und martialischem Gebrüll gestellt. – Szenenwechsel ... alles Weitere nimmt Mr. Ogilvie nur noch bruchstückhaft wahr. Seine Aufmerksamkeit hat deutlich nachgelassen. Irgendwie scheint er aus dem Lot gebracht und seine abschweifenden Gedanken versuchen vergeblich, die Ursachen dieses unglücklichen Zustandes zu ergründen. Gerade

leiert wieder eine dieser schauerlich-sentimentalen Pop-Nummern aus dem Orchestergraben, während eine nach Freiheit lechzende Demonstration die Bühne bevölkert. »Geschmacklos und unerträglich«, denkt Mr. Ogilvie, »was habe ich hier noch verloren?« Durch die mit Popcorn raschelnden Zuschauer drückt er sich in Richtung Ausgang, noch ehe die Inszenierung des dritten Wunders ihm den Rest seiner Fassung rauben kann. Nein, der Herr in Grau hatte nicht übertrieben – diese Veranstaltung bewegte sich außerhalb dessen, was ein gebildeter Mensch sich zumuten durfte.

Eilends verlässt er die Stätte der Enttäuschung, um die nächste, von gleißendem Licht durchflutete Einkaufspassage anzusteuern. In der ersten Buchhandlung findet er mühelos das empfohlene Werk. Es steht wie versprochen im Regal; er braucht nur danach zu greifen. Wenig später erreicht er sein Hotel.

Müde und erschöpft fällt Mr. Ogilvie – das Buch in der Hand – ins Bett seines gemütlichen Appartements. Nur einen kurzen Überblick will er sich noch verschaffen, als Vorgeschmack auf die ausführliche Lektüre, die dem nächsten Tage vorbehalten bleiben soll. Doch schon die ersten Seiten machen diesen Vorsatz vergessen. Während sein Geist sich immer mehr der Müdigkeit enthebt, beginnt die Welt um ihn herum zu versinken.